

Als der unlängst bei einem Autounfall ums Leben gekommene Schriftsteller W. G. Sebald 1999 in seinem Essay zu *Luftkrieg und Literatur* die These vertrat, die deutsche Nachkriegsliteratur habe es versäumt, das Grauen der Flächenbombardements, die komplette Zerstörung der deutschen Städte „in unser Gedächtnis einzubringen“, hielt sich die Aufregung über diese Aussage noch in Grenzen. Ein paar Jahre später bei Günter Grass und seiner *Krebsgang*-Novelle über den Untergang des Flüchtlingsschiffs „Wilhelm Gustloff“ am 30. Januar 1945 gingen die Wellen der Emotion ungleich höher. Der Nobelpreisträger lässt im Buch den „Alten“, also ein autoriales Alter Ego, selbstkritisch rasonieren: „Das nagt an dem Alten. Eigentlich, sagt er, wäre es Aufgabe seiner Generation gewesen, dem Elend der ostpreußischen Flüchtlinge Ausdruck zu geben. [...] Niemals, sagt er, hätte man über so viel Leid, nur weil die eigene Schuld übermächtig und bekennende Reue in all den Jahren vordringlich gewesen sei, schweigen, das gemiedene Thema den Rechtsgestrickten überlassen dürfen.“ Wieso den „Rechtsgestrickten“? Grass behauptet allen Ernstes, die Literatur habe das Kriegsleid der Deutschen nicht wahrgenommen. Doch diese These trifft nicht zu. Nach 1945 haben sich Autoren wiederholt mit den Kriegsgeschehnissen an der Front und in der Heimat beschäftigt. Freilich fehlte bislang eine derart minutiöse Schilderung des Bombenkriegs in Deutschland, wie sie der Berliner Historiker und Publizist Jörg Fried-

rich jetzt in seinem leidenschaftlich diskutierten Buch über die Jahre 1940 bis 1945 geliefert hat. Aber von einem Ausklammern des Themas durch die Nachkriegsliteratur kann keine Rede sein. Zunächst schien es freilich so, als blieben die Zungen im Schrecken des Erlebten gebunden. Doch dann war es sehr früh schon die erschütternde Reportage von Theodor Plivier, in der die Berichte der Beteiligten in *Stalingrad* (1946) zu einem Sinnbild vom deutschen Verhängnis zusammengefasst wurden. Erst einige Jahre später erschienen die Zeugnisse von Miterlebenden selbst. Peter Bamm etwa, wie Hans Carossa Frontarzt, hielt seine Erfahrungen in dem Kriegstagebuch *Unsichtbare Flagge* (1952) fest. Erhart Kästner schrieb mit seinem *Zeltbuch von Tumilad* (1949) über die Kriegsgefangenschaft in der Wüste Afrikas, „ein Buch der Rettung in der vom Nichtig-Leeren und von Verzweiflung bedrohten Welt“. Curt Hohoff erzählt in *Woina – Woina* (1952) vom Russlandkrieg, vom Sterben der Soldaten, ohne Pathos, aber mit großer Ehrlichkeit. Und Gerd Gaiser schildert in seinem Kriegsbuch *Sterbende Jagd* (1953) die letzten Tage eines deutschen Jagdgeschwaders in Skandinavien. Bei Gaiser steht die Tragik des deutschen Soldaten im Vordergrund, der nicht nur einen aussichtslosen Kampf gegen die ungeheure Übermacht führen, im Zwiespalt des Gewissens auch noch bis zum Ende „durchhalten“ muss. Schließlich hat auch Heinrich Böll in den Erzählungen *Der Zug war pünktlich* (1949) und in dem Roman *Wo*

*warst du, Adam?* von 1951 die Schrecken des Krieges und die Verlassenheit des Menschen in betont verhaltener Aussage eingefangen. *Kreuz ohne Liebe* und *Der Engel schwieg* – also die frühesten Romanerzählungen des Kölner Autors – fanden indes erst Jahrzehnte später ihr Publikum. Aber sie zeigen, wie stark das Kriegserlebnis, das Leid der Zivilbevölkerung wie das Sterben an der Front, die Themen der so genannten Trümmerliteratur bestimmt haben. Viel gelesen wurden in den späten fünfziger Jahren Kriegsbücher wie *Das geduldige Fleisch* von Wilhelm Heinrich oder *Im Sperrkreis* von Felix Hartlaub. Diese Schriftsteller-Generation bot ihr moralisches Potenzial immer dann in der Nachkriegszeit auf, wenn die westdeutsche Politik an einer wichtigen Wendemarke angelangt war – etwa bei der Frage der Wiederbewaffnung: totale Verweigerung aus der Erfahrung des Kriegserlebnisses. Und da ragt Theodor Pliviers *Stalingrad* heraus. Dieser Roman über den Untergang der sechsten Armee schlägt sowohl von seinem moralischen Anspruch als auch in seiner Form die Brücke zum pazifistischen Roman der Weimarer Zeit, zu Ludwig Renns *Krieg* und Remarques *Im Westen nichts Neues*. Pliviers Roman wurde sieben Jahre nach dem Tod des Autors dramatisiert und ein Jahr später für das Fernsehen verfilmt. Auch für einen Schriftsteller wie Walter Kempowski sind Krieg und Vertreibung nie ein Tabu-Thema gewesen. In seinem monumentalen Tagebuch-Projekt *Echolot*, einer kollektiven Gedächtnissammlung deutscher Schicksale aus den Kriegsjahren, hat Kempowski wie kein Zweiter an die Leiden der Zivilbevölkerung erinnert. Freilich hat das *Echolot* bis heute nicht das Echo gefunden, das die Grass-Novelle, kaum war sie auf dem Markt, erzielte. Wenn Grass aber behauptet, das linke oder linksliberale Milieu der alten Bundesrepublik habe die Schrecken des Krieges und seiner Folgen für die Deut-

schen bewusst ausgeklammert, ignoriert er selbstherrlich wesentliche Teile der deutschen Nachkriegsliteratur. Es hat nämlich immer wieder Autoren gegeben, die sich eigenwillig und bewusst jeder Erinnerungspolitischen Konfrontation entzogen und das Thema selbst aufgegriffen haben – wie etwa Alexander Kluge mit seinem Text über den *Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1943*.

Neben Kempowski und Kluge ist da vor allem der vor einigen Jahren in nahezu völliger Vergessenheit gestorbene Gert Ledig zu nennen. Seine Romane *Stalinorgel*, *Vergeltung* und *Faustrecht* stellen das wohl radikalste und bedeutendste literarische Zeugnis über die Gewaltsamkeit des Zweiten Weltkriegs dar. Ledig schilderte das kreatürliche Leid des einfachen Soldaten an der Front ebenso wie das Elend der unter alliierter Bombenterror dahinvegetierenden Bevölkerung in den zerstörten Städten. Er sah unsentimental und schonungslos die existenzielle Verlorenheit des Einzelnen in der Ausnahmesituation des Krieges. Der Überlebenskampf im Schützengraben, auch die Todesangst im Schutzkeller, wie Ledig sie in *Die Vergeltung* beschreibt, sind die großen Themen dieses Erzählers, der lange Zeit vergessen war und erst jetzt allmählich wieder entdeckt wird, eben auch im Gefolge der Diskussion um die Thesen von W. G. Sebald und Grass.

Ledig's Roman *Faustrecht* erinnert in seinem Lapidarstil an den frühen Hemingway, an John Dos Passos, an den Short-Stories-Stil eines Ambrose Bierce – und ist doch das tiefschwarze Produkt eines kühl kalkulierenden und provozierenden Erzählers, der sich wie kaum ein Zweiter in deutscher Sprache um Verdichtung und atmosphärische Verknappung bemühte. Die Handlung ist kurz erzählt: Drei vom Krieg gezeichnete kleine Gauner – Edel, Rob und Hai –, dazu zwei junge Frauen, die sich als Prostituierte über Wasser zu halten versuchen – Olga

und Katt –, das ist Ledigs Figurenensemble. Das Vorhaben seiner „Helden“, einen amerikanischen Armeelastwagen auszulündern, scheitert. Es wird geschossen, es wird geliebt – und am Ende auch gestorben. Wie es Ledig gelingt, die ersten Wochen nach dem Krieg auferstehen zu lassen, bleibt unverwechselbar. In kurzen Strichen zeichnet er das Bild des zerstörten Münchens, ein surreales Potpourri von verlorenen Seelen, Untergehnen und Gestrandeten. Von allen drei Romanen Ledigs ist *Faustrecht* aber derjenige, der als Einziger nicht nur dem Schrecken des Krieges und seiner Erfahrung verhaftet bleibt, sondern in existenzialistischer Erzählweise die Autonomie des Individuums infrage stellt.

Ein anderer Autor – Hans Erich Nossack – schrieb in seiner Erzählung *Der Untergang*, die Thomas Mann ein „Dokument für immer“ nannte: „Ich habe den Untergang Hamburgs als Zuschauer erlebt. Das Schicksal hat es mir erspart, eine Einzelrolle dabei zu spielen. [...] Ich habe viele hunderte von denen gesprochen, die dabei gewesen sind, Männer und Frauen; was sie erzählen, wenn sie überhaupt davon sprechen, ist so unvorstellbar grauenhaft, dass es nicht zu begreifen ist, wie sie es bestehen konnten. [...] Die meisten wussten ja gar nicht, als sie aus ihrem brennenden Haus ins Freie liefen, dass die ganze Stadt brannte.“ Auch hier – ähnlich wie beim Untergang der „Gustloff“ – muss das Grauen unbeschreiblich gewesen sein – und fand doch einen Autor, der den Feuersturm über Hamburg literarisch verarbeitete. Geschrieben hatte Nossack den Text bereits im Winter 1943, zuerst veröffentlicht wurde er in *Interview mit dem Tode* im Jahr 1948. Über den Text schrieb Nossack: „Das Wort Bericht ist vielleicht irreführend; wenn, dann ist es ein sehr intimer Bericht und man könnte es ebenso Bekenntnis nennen. Ich sehe in mich als in den Hohlspiegel, in dem die Bilder aufgefangen sind, und gehe und

durchdenke den Weg noch einmal. Es ist auch ein Weg durch eine tote Stadt. [...] Ich weiß nicht, wie ich dazu komme; eines Abends sagte ich mir, dies muss zuerst gemacht werden, sonst ist es zu spät und wird vergessen.“ 1950, im Todesjahr der Autorin, erschien Elisabeth Langgässers Roman *Märkische Argonautenfahrt*. Auch hier ging es dieser Schriftstellerin um die Befreiung von den traumatischen Erlebnissen der gerade zurückliegenden Kriegszeit. Die Geschichte spielt unmittelbar nach Kriegsende im Sommer 1945. Sieben Personen werden durch Zufall oder Schicksal auf einer der Ausfallstraßen des zerstörten Berlin gemeinsam mit einer Pilgergruppe durch die Mark zum Frauenkloster Anastasiendorf geführt. Alle sieben „Argonauten“ verkörpern spezielle Sünden und Häresien der Deutschen – und alle sieben suchen Läuterung.

Auch Marie Luise Kaschnitz ließ das Kriegsthema nicht los. Das drohende Geheul der ersten Luftschuttsirene in Königsberg wirkte auf sie wie ein Schock, „Herausgefallen aus der Unschuld“ nannte sie es. Sie schrieb das Gedicht *Im Sturm*, das eine nicht mehr zu bändigende Gefahr antizipierte. In ihrer Dichtung brachte die Kaschnitz die Kriegsgräuel ins Wort, die in sechs Jahren aus Deutschland einen Trümmerhaufen mit Leichenbergen gemacht haben. Die Dichterin versucht, das Unsagbare zunächst in mythische Bilder zu fassen: *Wenn Unterwelt noch ist, Letzte Stunde, Das Leuchten, Die Wolke* – so lauten die Titel ihrer Lyriktexte aus den Kriegsjahren. Ihre Kriegssonette wurden noch während des Krieges in der *Frankfurter Zeitung* abgedruckt, und Kasimir Edschmid bestätigte später: „Ihre Gedichte, die während des Krieges, an Tagen, die wie erstarrt zwischen Bombennächten lagen, in der *Frankfurter Zeitung* erschienen, haben einer breiten Schicht von Menschen den Glauben erhalten, dass es jenseits der

Gräuel, der Angst, der Barbarei, des Entsetzens und Mordens doch noch jenes ‚Einzigartige‘ gibt, das vom Ewigen zeugt.“

Arno Schmidt hatte 1953 in seinem Kurzroman *Die Umsiedler* das Elend deutscher Flüchtlinge geschildert, die nach Kriegsende zunächst westwärts, dann in Richtung Süden zogen. Der selbst aus Schlesien vertriebene Autor hat sich immer wieder mit dem Thema „Flucht und Vertreibung“ auseinander gesetzt. Sehr früh schon, 1949 in *Leviathan*, ging es ihm bereits um die Darstellung von Vertreibungs- und Flüchtlingselend im zerstörten Deutschland: „Trübe strömte am Himmel, zuerst nebelfein, hoch über dem hohlen, bläulichen Schnee; Wind sprang fetzig im Westen auf; die Welt versank in grauer Heiserkeit: es begann zu schneien. Schwer und scheußlich. Unten im Wagen. Alles hockt grämlich beisammen; friert, hustet, hungert. Auch Durst. Bald sollen wir wieder fahren können.“ Oder auch in der Erzählung *Seelandschaft mit Pocahontas*: „Die Fahrkarten bitte‘ (und er wollte auch noch meinen Flüchtlingsausweis dazu sehen, ob ich der letzten Ermäßigung würdig sei). Die Saar hatte sich mit einem langen Nebelbaldachin geschmückt; Kinder badeten schreiend in den Buhnen; gegenüber Serrig (halbe Stunde Zollaufenthalt!) dräute eine Sächsische Schweiz. Trier: Männer rannten neben galoppierenden Koffern; Augenblasen argwöhnten in alle Fenster: bei mir stieg eine Nonne mit ihren Ausflugmädchen ein, von irgendeinem heiligen Weekend.“

Dann geht die Reise weiter: „Das bigotte Rheinland: selbst der Wind hat es eiliger, wenn er durch Köln kommt.“ Und der Reisende aus dem fernen Schlesien erinnert sich, wie ihm „Flammenpanzer zwischen seidenroten Mauern“ erscheinen – „und ich wieder mittendrin als VB der Artillerie: Schlacht im Teutoburger Wald, 1945 nach Christi“.

Die Rezeption solcher Texte von Arno Schmidt – etwa auch der Erzählung *Kaff* oder des Aufsatzes *Flüchtlinge, oh Flüchtlinge!* aus dem Jahr 1957 – fragte nicht nach der moralischen Berechtigung des Themas. Das Leserpublikum aber hat sich einfach nicht dafür interessiert – oder über das Thema hinweggelesen. Verschwiegen wurde es nicht. Im Gegenteil: Das Flüchtlingsdrama im Osten wurde einer breiten Öffentlichkeit literarisch durch das *Ostpreußische Tagebuch* von Hans Graf von Lehndorff nahe gebracht. Der junge Graf Lehndorff war 1945 Chirurg am Insterburger Krankenhaus. Mit der Verlegung seiner Patienten nach Königsberg erlebte er dort die Besetzung der Stadt durch die Russen. Unter schwierigsten Verhältnissen setzte er den ärztlichen Dienst fort. Tausende von Verwundeten, eng zusammengepfercht in Notunterkünften, mussten versorgt werden. Hunger und Seuchen zogen in die von Flüchtlingen überfüllte Stadt. Lehndorff lässt seine Aufzeichnungen 1947 enden, nach dem Abtransport in den Westen, mit der Frage nach dem neuen Dasein: „Wird es ein gleichgültiges sein, eins von tausenden, das gar nicht gelebt zu werden braucht? Oder wird mir und allen denen, die das Gleiche erfahren haben, die Gnade zuteil werden, durch unser Leben etwas aussagen zu dürfen von dem, was wir gesehen und gehört haben?“

Auch ein Erzähler wie Siegfried Lenz hat diesen Stoff nie gemieden, was wohl zum Teil auch mit seiner masurischen Herkunft zusammenhängt. In seinem wohl berühmtesten Roman *Deutschstunde*, zuletzt wieder auch in der Erzählung *Ein Kriegsende*, hat er das Leid der Zivilbevölkerung und die Schrecken des Seekriegs geschildert. Die deutsche Nachkriegsliteratur hat sich dem Thema der Vertreibung und des Kriegselends in den deutschen Städten vielleicht nicht in der wünschenswerten umfassenden Weise angenommen. Aber sie hat es auch

nicht verschwiegen. Das Defizit ist von quantitativer, nicht qualitativer Art. Ob Martin Walser, zuletzt im *Springenden Brunnen*, Hans Werner Richter, Ludwig Harig, Wolfdietrich Schnurre oder Alfred Andersch – sie alle haben auch über den Krieg und die Leidenserfahrung der Deutschen geschrieben. Ein Tabu hat es nie gegeben. Warum also der entschuldigende Verweis von Grass auf einen linken Mainstream, dem man sich habe unterwerfen müssen? Er hatte es als junger Autor doch selbst in der Hand, das Thema „Krieg und Vertreibung“ aufzugreifen. Immerhin hat er das Schicksal der 12,5 Millionen aus dem Osten vertriebenen Deutschen in den Danziger Romanen *Blechtrommel*, *Hundejahre* und *Butt*, später auch in den *Unkenrufen* wiederholt ins Wort gebracht. Ganz verschwunden war es bei ihm nie. Doch heute geht es um mehr, um Gewichtigeres: Die Deutschen entdecken sich als Opfer, nachdem ihnen jahrzehntelang nur die Täterrolle zugewiesen war. Und auf einmal stellt sich auch für die Literatur die Frage nach der Deutungshoheit: Sind Luftkrieg und Vertreibung der Deutschen Verbrechen, die ihre Verantwortlichen auf eine Stufe mit den Nazis stellen, also mit jenen, die den „Anschlag auf Europa und die Welt“, wie Ralph Giordano dieser Tage schreibt, ausgelöst haben? Beginnt jetzt wieder das große Gegeneinander-Aufrechnen? Günter Grass argumentiert: „Es war mir wichtig, die gegenwärtige Situation mit einzubeziehen. Der Erzähler stellt sich dem Thema, weil es ihm im Internet auf einer rechtsradikalen Webseite begegnet. Die Rechten haben sich der Tragödie be-

mächtigt, weil die Linken sie fallen gelassen hatten.“ Insofern ist seine Novelle *Im Krebsgang* eine gelungene Darstellung der Wiederkehr des Verdrängten, freilich mit der Einschränkung, dass der Autor mit zu jenen gehört, die sich in ihrer Generation aus verschiedenen Motiven einem solchen Unternehmen früher ver sagt haben.

Grass' „Alter“ in der Novelle vermutet, dass in der frühen Bundesrepublik das Leid der deutschen Vertriebenen um der „bekennenden Reue“ willen ignoriert worden sei. Die Einsicht in die eigene Schuld habe alle anderen Perspektiven überlagert. Das ist zumindest ein nachvollziehbarer Erklärungsansatz, der sicherlich für einen Teil der Publizistik zutrifft.

Die maßgebenden Autoren der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft – also die Schriftsteller, die sich in der „Gruppe 47“ zusammenfanden – standen und schrieben unter dem Schock von Auschwitz. Das ließ für anderes keinen Raum. Und die große Masse der Deutschen wollte ohnehin in diesen Jahren von Krieg und Vertreibung nichts hören oder lesen. Heute, mehr als fünf Jahrzehnte nach Kriegsende, besinnen sich die Autoren der Flakhelfergeneration – allen voran Grass – auf die vernachlässigte Tatsache, dass auch Deutsche millionenfach zu Opfern wurden. So gesehen, nähern sich die Deutschen ihrer Geschichte tatsächlich „im Krebsgang“, „rückwärts krebser, um voranzukommen“, wie Grass schreibt, was vermutlich aber noch schwieriger ist als der früher von ihm als Fortschritt gepriesene Schneckengang.

### Juniorpartner Deutschland

„Obwohl die Wiedervereinigung inzwischen 13 Jahre zurückliegt, hat Schröder im Vergleich zu Kohl den außenpolitischen Spielraum der Bundesrepublik geschmälert und den Status als Juniorpartner Frankreichs in der EU zementiert.“

Erich Guger am 26. Februar 2003 in der *Neuen Zürcher Zeitung*